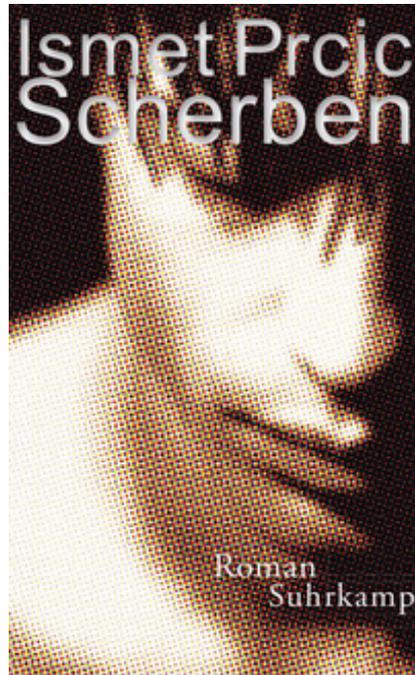


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Prsic, Ismet  
**Scherben**

Roman  
Aus dem amerikanischen Englisch von Conny Lösch

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42366-0





# Ismet Prcic

# Scherben

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Conny Lösch

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *Shards* bei Black Cat, einem Imprint von Grove/Atlantic, Inc., New York.

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© Ismet Prcic 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3- 518-42366-0

*Für Henrijeta.*

*Für Melissa.*

*Für Eric.*



Seid auch nicht allzu zahm, sondern lasst Euer eigenes Urteil Euren Meister sein: passt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an; wobei Ihr sonderlich darauf achten müsst, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspielles entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.

*William Shakespeare*

Who broke these mirrors  
And tossed them  
shard  
by shard  
among the branches?

...

L'Akdhar (the poet) must gather these mirrors  
On his palm  
and match the pieces together  
Any way he likes  
And preserve  
The memory of the branch.

*Saadi Youssef,*

übersetzt aus dem Arabischen von Khaled Mattawa



**(... auszug aus  
notizbuch eins: die flucht  
von ismet prčić ...)**

In Zeiten des Krieges, als sein Land ihn am dringendsten brauchte – seinen Finger am Abzug zur Verteidigung, seinen Körper als Schild, seinen Verstand und seine Menschlichkeit als Opfer für künftige Generationen, sein Blut als Dünger der Erde –, in diesen höchst drängenden Zeiten dauerte Mustafas Gefechtsausbildung zwölf Tage. Genau vierundzwanzig Mal lief er über den Hindernisparcours, er warf sechs Handgranatenattrappen aus verschiedenen Entfernungen durch einen LKW-Reifen, übte mit einem Luftgewehr seine Treffsicherheit, um keine Kugeln zu verschwenden, ließ sich in Decken wickeln und von seinen Kameraden verprügeln, weil er mindestens einmal im Schlaf gesprochen hatte. Er machte unzählige Liegestütze und Sit-ups, Klimmzüge und Kniebeugen, Ausfallschritte und Armbeugen, stumpfsinnige Wiederholungen, die nicht seiner Fitness dienten, sondern ihn brechen sollten, damit ihm der Ausbilder der Sonderkommando-Aspiranten anschließend die Hierarchien eintrichtern und einen effizienten Kämpfer aus ihm machen konnte – einen, der zu viel Angst hat, um sich Befehlen zu widersetzen, und der verdammt noch mal stirbt, wenn man ihm sagt, dass er verdammt noch mal zu sterben hat.

Irgendwann gab man ihm echte Waffen in die Hand. *Das ist eine Uzi, so funktioniert die, wir haben aber keine Uzis, also vergiss, was du gerade gelernt hast. Das ist eine LAW, so funktioniert die, wir haben aber nur eine begrenzte Anzahl davon und die kriegen die Leute, die schon wissen, wie man damit umgeht, du also nicht, also vergiss, was du gerade gelernt hast.* Und so weiter. Der Messerspezialist brachte ihm bei, wohin man das Messer stößt und was es in einem Körper anrichtet, und so stach er auf baumelnde Sandsäcke ein, mit Zeichnungen von Menschen darauf. Der Minenspezialist zeigte ihm, wie man Antipersonen- und Panzerabwehrminen legt und erläuterte ihre jeweiligen tödlichen Vorzüge. Der Feldarzt nahm einen Schluck Sliwowitz, behauptete, der Krieg sei ein einziger Scheiß, und sagte ihm, er solle bloß nicht noch mal zu ihm kommen, es sei denn, er habe eine so große Bauchverletzung, dass man mit einem Kanu durchpaddeln könne. Dann waren die zwölf Tage vorbei. Zum Schluss bekam er wie alle anderen auch eine Kalaschnikow, einen Ladestreifen, eine Handgranate und ein Messer und wurde eine Woche lang mit der ganz normalen Armee in die Schützengräben geschickt, um einen Vorgeschmack dessen zu bekommen, was der Krieg zu bieten hatte, um sozusagen die Gebrauchsanweisung zu lesen, bevor entschieden wurde, für welches Sonderkommando er sich eignete.

# Notizbuch eins: Die Flucht\*

\* Gesendet an Eric Carlson, \_\_ Los Feliz Dr., Thousand Oaks, CA 91362,  
von Ismet Prcić, \_\_ Dwight Street, San Diego, CA 92104, mit Poststempel  
vom 27. August 2000.



(... käse ...)

Als der KLM-Flieger endlich amerikanischen Boden berührte, brach unter den aufgeregten Bosniern in den hinteren Reihen – Menschen, für die Flugzeuge noch wenige Monate zuvor schmale Kondensstreifen gewesen waren, die sich geräuschlos kreuz und quer über den Himmel ihrer gottverlassenen Dörfer zogen – spontan Applaus aus. Ich klatschte mit, trotz des flauen Gefühls im Magen, das mir der Käse und das Obst bescherten, die wir irgendwo über England bekommen hatten. Der Käse war gelb gewesen und möglicherweise ranzig, und während des gesamten Fluges war ich auf der Suche nach einer nicht besetzten Toilette die Gänge rauf und runter gerannt, bis ich endlich – ungelenkt vor einer winzigen Schüssel kniend – merkte, dass ich mich nicht übergeben konnte.

Diese Leute, meine Leute, die Flüchtlinge, waren zunächst mal froh und seltsam perplex. Sie lächelten, zogen aber aufgrund des unverständlichen Gebrabbers aus den Lautsprechern besorgte Gesichter. Das Flugzeug kam am Flughafen JFK zum Stehen, doch die kleine Gurtschnalle neben der durchgekreuzten Zigarette über unseren Köpfen leuchtete noch. Da saßen wir. Der Mann vor mir, ein junger Kerl mit Ehefrau und Tochter und einem Mund voll katastrophaler Zähne, schob seinen Kopf über die Lehne seines Sitzes und blickte mich durch seine Brillengläser an.

»Sind wir da oder wird nur aufgetankt?«, flüsterte er mir auf Bosnisch zu, seine Augen traten hervor, halb ängstlich, halb verlegen. Trotz seines Versuchs, diskret zu sein, hatten

ihn alle gehört und sahen nun mich an, den einzigen Bosnier an Bord, der ein bisschen Englisch sprach.

»Wir sind da«, murmelte ich und nickte.

Zustimmendes Raunen verbreitete sich von Sitz zu Sitz. Der Mann drehte sich wieder um.

»Hab ich mir doch gedacht«, hörte ich ihn zu seiner Frau sagen.

»Tu nicht so, als hättest du's gewusst«, sagte sie.

»Einen Mähdrescher muss man vor dem Tanken ausmachen, sonst besteht Brandgefahr«, erklärte er nachdrücklich.

»Dasselbe gilt für Flugzeuge. Eine Maschine ist eine Maschine.«

»Ja, ja, du weißt wieder alles.«

»Halt den Mund, Frau.«

Angefangen hatte es mit Politikern, die im Fernsehen über Nationalitäten und die Verfassung stritten. Jeder behauptete, sein Volk sei bedroht.

»Ich dachte, wir sind alle Jugoslawen«, sagte ich zu meiner Mutter, obwohl ich es mit fünfzehn eigentlich schon besser wusste. Man hätte hinter dem Mond leben müssen, um nicht zu kapieren, dass die Kacke demnächst am Dampfen sein würde. Ich weiß nicht, warum ich das sagte. Vielleicht hatte man mir das kommunistische Credo von Brüderlichkeit und Einigkeit so gründlich eingebläut, dass es sich automatisch Bahn brach und meine tatsächlichen Erfahrungen entwertete. Sie sagte, ich solle die Klappe halten, und stellte den Fernseher lauter.

Dann kamen die ersten Berichte: Belagerungen, zivile Opfer, Konzentrationslager, Flüchtlinge. Wo man auch hinsah, wurden Kroaten und Muslime von serbischen Paramilitärs und der jugoslawischen Volksarmee abgeschlachtet, die, wie sich jetzt herausstellte, wohl doch nicht die Armee aller Völker Jugoslawiens war.

»Welche sind wir?«, fragte ich meine Mutter. Ich stellte mich immer noch dumm, in der Hoffnung, mein Nicht-wahrhabenwollen könne die Bilder vertreiben, meine Angst vertreiben, alles wieder normal machen. Erneut forderte sie mich auf, die Klappe zu halten, dann drehte sie noch lauter, bis der Nachbar unten mit dem Besenstiel an die Decke klopfte und meine Mutter den Fernseher leiser stellte.

Welcher Nationalität man angehörte, war urplötzlich von allergrößter Bedeutung. Es gab Berichte über serbische Paramilitärs, die alle Männer aufhielten, die Bosnien verlassen wollten und ihnen befahlen, die Hosen runterzulassen, um zu beweisen, dass sie Serben waren. Wer beschnitten war, den kostete es seinen Arsch.

Dann standen sämtliche bosnischen Groß- und Kleinstädte, die sie nicht schon überrollt hatten, unter Belagerung. Jahrelang. Zivilisten fällten Bäume im Park, wurden auf Fußballplätzen beerdigt, verfeuerten Bücher und Möbel, hielten Hühner auf dem Balkon, reparierten Schuhe mit Klebeband, jagten und aßen Tauben, bauten Öfen aus alten Waschmaschinen, züchteten Pilze im Keller, ersetzten kaputte Fensterscheiben durch schmutziges Plastik, drehten durch und sprangen von Hochhäusern, verdünnten Brennspritus mit Kamillentee, damit er nicht mehr feuergefährlich war, und tranken ihn, drehten sich Kräuterteezigaretten aus Kloppapier, litten, hofften, warteten, fickten.

Die Behörden räumten die Gefängnisse und Irrenanstalten, weil die Insassen und Patienten nicht mehr versorgt werden konnten. Diebe und Mörder kehrten zu ihren Familien zurück. Verrückte liefen in den Städten herum und machten komische Sachen (Leute mit Wassermelonen vergleichen) oder traurige Sachen (hinter Kirchen erfrieren). Soldaten kämpften für sie alle und für sich selbst. Mein Vater, ein Chemieingenieur, hatte Glück. Er erfand ein Gerät, mit dem sich Industriefett in essbares Fett verwandeln ließ, und be-

kam dafür zehntausend Deutsche Mark von einem kleinen Unternehmer und Kriegsgewinnler, die uns retteten. Meine Mutter aß gerade genug, um zu überleben, weil sie es nicht schaffte, mit dem Rauchen aufzuhören und deswegen ein schlechtes Gewissen hatte. Sie rationierte ihre Zigaretten, so gut sie konnte, lief wie ein ruheloser Geist in der Wohnung herum, spielte Solitaire und zählte die Sekunden bis zur nächsten Kippe. War das Päckchen fast voll, klauten ihr mein Bruder und ich manchmal eine Zigarette und versteckten sie irgendwo in der Wohnung, nur um sie unerwartet hervorzuzaubern, wenn sie keine mehr hatte, und ihre Augen einen Moment lang leuchten zu sehen. Später brach es uns das Herz, wenn wir sahen, wie sie auf der Suche nach unserem Versteck mit den Fingern über den großen Wandteppich im Flur strich, wie ihre Zeigefinger ihre Lippen berührten und ihr Blick loderte.

Die Flughafengänge leuchteten majestätisch. Wir bewegten uns im Strom der Passagiere. Man konnte sehen, wer Flüchtling war und wer nicht – Gesichtsausdruck, Körperhaltung, Schritt. Die Einheimischen und die Touristen gingen zügig, wollten es hinter sich bringen, den nächsten Flieger erreichen und woanders sein. Ihre Körper waren stromlinienförmig. Wir Flüchtlinge gingen wie Schlafwandler, klammerten uns an unser Handgepäck, hielten es schützend zwischen uns und die neue Welt. Unsere hungrigen Blicke tasteten die Plakate ab, die für Alkohol und Disneyworld warben, den gefliesten Boden, unser grobes Schuhwerk, unsere knorrigen Knie und unsere Hände vor diesem unvertrauten Hintergrund. Wir sogen alles auf, berauscht und wachsam zugleich.

Dann stellte sich heraus, dass das, was ich für einen kurzen, stillen, unentdeckten Rülps gehalten hatte, ein Mundvoll käsige Magenflüssigkeit war. Ich blieb stehen, ließ meine Tasche an die Wand fallen und würgte die brennende,

stinkende Brühe hinunter. Tränen stiegen mir in die Augen. Ich schluckte immer wieder, versuchte meine Kehle einzuspeicheln. Dann merkte ich, dass niemand an mir vorbeiging. Als ich mich angewidert und mit verzerrtem Gesicht umdrehte, sah ich, dass die Bosnier eine Schlange hinter mir gebildet hatten, warteten und gespannt guckten. Sie waren mir gefolgt. Selbst die wenigen, die vorausgegangen waren, hatten jetzt haltgemacht und sich umgesehen.

»Alles klar, Kumpel?«, fragte der Mähdrescherfahrer, der seine engelsblonde Tochter wie einen Sack Getreide auf den Armen trug. Seine Frau, die ein weißes Kopftuch anhatte, zog zwei Taschen hinter sich her und schaute finster.

»Žgaravica«, brachte ich heraus und alle machten mitleidige Gesichter. Magenverstimmung. Ich nahm meine Tasche und ging weiter, schluckte. In meinem Mund, meiner Kehle und meiner Brust war Gifteiche.

Einerseits war ich stolz, dass fünfzig Leute stehen blieben, wenn ich stehen blieb, und gingen, wenn ich ging. Andererseits waren sie mir peinlich, ihre bäurische Ahnungslosigkeit, ihre hilfeschreitenden, verwirrten Blicke. Ich kämpfte den Impuls nieder, wegzulaufen, mich unter die Einheimischen und die Touristen zu mischen, ihre Bewegungen nachzuahmen, die Augen zu verdrehen, weil es in der Schlange so langsam voranging, so zu tun, als hätte ich es eilig. Einer von ihnen zu werden.

Die Gänge spuckten uns in einen riesigen Raum. Dort stand eine uniformierte Schwarze und wedelte mit der Hand, erst nach rechts und dann, ebenso beflissen, nach links. Ihr Lippenstift war grellrot, und selbst aus der Entfernung sah man, dass sie etwas davon auf den Zähnen hatte.

»*Citizens and resident aliens, line up to the right. Everyone else keep left*«, sagte sie und musterte ungeduldig eine sechsköpfige bosnische Familie, die völlig ratlos wirkte. Sie waren wie angewurzelt stehen geblieben, glotzten die Frau an und

hielten ihre Mappen mit den Flüchtlingsunterlagen hoch wie Transparente auf einer Demonstration. Der Verkehrsfluss stockte.

»Links«, rief ich auf Bosnisch, die Familie zögerte und drehte sich zu mir um. Als ich nickte, nahmen sie ihre Mappen herunter und stellten sich links an, vergewisserten sich aber, dass ich es ihnen gleichtat.

Die Schlange rechts bewegte sich schnell. Einwanderungsbeamte winkten die Amerikaner zu sich an ihre Boxen, schlugen Pässe auf, sagten etwas, stempelten ab, klappten die Pässe wieder zu und hießen sie lächelnd zu Hause willkommen. Schon bald war die rechte Seite des Raums vollkommen leer – bis die nächste Welle Amerikaner von einem anderen Flug hereinströmte.

Links stand alles dichtgedrängt, eine kompakte Masse Ausländer, die sich Zentimeter für Zentimeter durch ein eintöniges Labyrinth bewegten. Vorne war das Übertreten der gelben Linie ein Problem. Beamte wiederholten angewidert immer dasselbe, die Flüchtlinge blickten zu Boden und fragten sich, warum zum Teufel diese Amerikaner bloß so schrien und auf die Fliesen zeigten. Sie tasteten ihre Taschen ab, um festzustellen, ob sie etwas Wichtiges verloren hatten, und zuckten mit den Schultern.

Als ich an der gelben Linie war, stellte ich mich so dicht wie möglich davor, ohne sie zu übertreten, wie bei einem Freiwurf. Mein Herz erschütterte meinen Körper; ich konnte es hinter meinen Augen spüren, seitlich am Hals, in den Fingerspitzen, den Zehen. Einen Augenblick lang vergaß ich meinen wunden Rachen, den fauligen Klumpen in meinem Magen, den schlechten Geschmack in meinem Mund. Ich starrte auf die Anzeige der nächsten freien Box und betete still, sendete positive Schwingungen, stellte mir einen optimalen Verlauf vor.

Die Anzeige schaltete auf eine blinkende Elf. Ich schluckte,

trat über die gelbe Linie und ging zu einer Box, aus der mich ein junger Sikh höflich, aber emotionslos ansah. Ich trat mit einem Lächeln auf ihn zu, mein Hirn projizierte Koranverse, und ich überreichte ihm alles, was ich hatte.

»Willkommen in den Vereinigten Staaten. Viel Glück.«  
Ich verließ den Raum auf Beinen, die nicht mir gehörten.

Ein Mann hielt ein Schild mit der Aufschrift BOSNIEN hoch, ein Mann wie ein Huhn, mit grauer Wollhose, grauer Jacke und einem langen marineblauen Mantel. Er hatte eine raumgreifende Stirn, die sich mit der Zeit bis zum Gipfel seines Eierkopfes hochgearbeitet hatte, und er trug eine Pilotenbrille aus den Achtzigern, deren Gläser in der oberen Hälfte getönt waren und die auf einer Linie mit seinen Augenbrauen abschloss, während sie unten bis zur Mitte der Wangen reichte. Hinter ihm stand als letzte Verteidigungslinie ein uniformierter Polizist, dessen Unterarme wirkten, als wären sie mit seinem Batman-Einsatzgürtel verwachsen; ein rothaariger Riese mit der Stimme eines Wasserspeiers und Händen, die einem Standbild ein Geständnis hätten abringen können.

»Welche Landsleute wollen uns denn jetzt wieder auf der Tasche liegen?«, fuhr er den Mann mit dem Schild an, der mir vom Ende des Gangs entgegensah. Als er merkte, dass sich mein Schritt verlangsamte, ignorierte er die Frage und kam auf mich zu.

»Bosnier?«, fragte er auf Bosnisch und ich bejahte erstaunt auf Englisch. Der Mähdrescherfahrer und seine Frau bombardierten den Mann mit einer Salve sich überschneidender Fragen. Kaum hörten sie jemanden eine für sie verständliche Sprache sprechen, wandten sich meine Mitflüchtlinge von mir ab. Unverzüglich wurde ich vom General dieser absurden Komödie zum gemeinen Soldaten degradiert, niemand scherte sich mehr um mich, einige drängelten sich an mir

vorbei, um dem kleinen Mann näher zu sein. Ich erinnerte mich, wie mein Freund Omar und ich uns sechs Monate zuvor an Bord einer Fähre, die uns von Frankreich nach Dover brachte, vom Rest unserer Theatertruppe abgesetzt hatten und auf dem Schiff umherspaziert waren, und wie wir jeden, dem wir begegneten, aufs Größte in unserer Muttersprache beleidigt hatten, übermütig und voller Angst, wir könnten auf den einzigen Passagier treffen, der uns die Köpfe einschlagen würde, sobald er begriff, dass wir unterstellten, er sei von einem Wasserbüffel gezeugt worden, als dieser einen arschgesichtigen Esel vergewaltigte.

»Wenn Sie aus Bosnien sind, sammeln Sie sich bitte hier bei mir«, rief der Mann mit dem Schild. »Ich bin Enes vom bosnischen Konsulat. Willkommen in New York City. Die meisten von Ihnen müssen einen Anschlussflug erreichen, und ich bin hier, um Ihnen zu helfen.«

Die Bosnier drehten durch, redeten alle gleichzeitig auf ihn ein, wedelten mit ihren Tickets, ihren gelben Einwanderungsunterlagen, drängten nach vorne. Enes versuchte sie zu beruhigen, schüttelte den Kopf, schrie, er würde niemandem helfen, wenn sie sich nicht in einer Schlange anstellten.

Mich machte der Anblick traurig, also lief ich ein paar Schritte. Mein Flug ging erst am nächsten Tag, und ich wusste, dass ich über Nacht in New York bleiben musste. Ich schlennderte von der Gruppe weg, bemühte mich, einheimisch auszusehen. Mein Magen verkrampfte, und wieder hatte ich das Gefühl, rülpsen zu müssen. Diesmal fiel ich nicht drauf rein und schluckte nur ein bisschen Spucke.

»Die Ratten kommen«, sagte der rothaarige Polizist zu einem amerikanischen Passanten, der auf den Tumult aufmerksam geworden war. Ich starrte ihn böse an, direkt in seine grünblauen Augen. Er hielt meinem Blick stand.

»Sprichst du Englisch?«, herrschte er mich an, artikulierte die Worte überdeutlich.